

In der Bergmühle

Wenn man oberhalb des Dorfes Müschede die Röhrbrücke überschreitet, die sie die Schweinebrücke nennen, kommt man zwischen dem Wolfsbeul und der Kündel in einen tiefen Hohlweg, der sich durch das Tittmecketal nach dem Müssenberge hinaufzieht und von einem Rinnsal durchflossen wird.

Vor langen, langen Jahren war das anders. Damals quollen dort oben mächtige Wassermassen hervor, die als tosender Gebirgsbach durch die Schlucht hinabstürzten und eine Mühle mit drei Mahlgängen trieben. Die stand dort, wo der Weg nach Reigern abzweigt.

Der alte Müller Gerhard hatte die einsame Bergmühle in seinen Jugendtagen von einem kinderlosen Onkel geerbt. Aber sie war so verwahrlost und die Wege zu ihr so schlecht, dass die Bauern der Umgebung es vorzogen, ihr Korn zu den entfernten Ruhrmühlen zu fahren.

Da Gerhard ohne Geldmittel war, kostete es ihn manchen mühevollen Tag und manche schlaflose Nacht, um das vernachlässigte Anwesen wieder in Ordnung zu bringen. Er besaß Gottvertrauen genug, dabei nicht zu verzagen, und kam mit Fleiß und Ausdauer zu großem Erfolg.

Die Mühle hatte bald mehr Kundschaft als je zuvor und stach die Müller der weiten Umgebung allesamt aus. Dazu trugen auch seine Freundlichkeit und Redlichkeit bei, nicht zuletzt aber sein Mitleid mit den Armen, die es in der Umgebung in reicher Zahl gab und denen gegenüber er sich jederzeit hilfsbereit und mildtätig erwies. Er war allenthalben beliebt und geschätzt.

Von den Tagelöhnern und Einliegern, die ihr Kaufkorn bei ihm mahlen ließen, nahm er gewöhnlich keinen Mahllohn; und mancher darbende Familienvater, der einen halben Sack Roggen in die Mühle brachte, nahm einen ganzen Sack Mehl wieder mit heim.

Als der Müller alt geworden war und die Arbeit jüngeren Händen überlassen musste, konnte er seinem Erstgeborenen eine stattliche Mühle und ein schönes Stück Land und Wiesengrund übergeben, während der zweite Sohn jenseits des Bergsattels, unter dem der Mühlbach entsprang, ein kleines Ackergut erhielt.

Das war gerade groß genug, um zwei fleißigen Händen Arbeit und einer Familie, die er zu gründen gedachte, das tägliche Brot zu liefern.

Der Vater war mit dieser Regelung von der Landessitte etwas abgewichen, indem er dem ältesten Sohn zwar das eigentliche Erbe übertragen, dem anderen aber über die übliche Geldabfindung hinaus, mit der er dem Schicksal eines Tagelöhners oder Hofknechtes preisgegeben gewesen wäre, eine kleine Existenz geschaffen hatte.

Viel lieber hätte der Alte den Zweitgeborenen in seiner Mühle als Nachfolger gesehen; denn er war in seinem ganzen Wesen und Wirken das Abbild seines Vaters, geschickt und fleißig, sparsam und gottesfürchtig. Im Gegensatz zu ihm galt der Erbe von Kindheit an als zank- und streitsüchtig und war immer nur auf Eigennutz bedacht. Diese schlechten Eigenschaften wirkten sich bei ihm so nachteilig aus, dass sein Charakter einen immer deutlicheren Zug von Bösartigkeit annahm.

Der Vater hatte eine Zeitlang gehofft, dass fremde Zucht ihn zu bessern vermöge, und ihn zu einem ihm bekannten, rechtschaffenen Meister gegeben, der alles tat, um durch Güte und Strenge den bösen Sinn des Jungen zu wenden. Auch das war vergeblich. Kaspar lernte zu seinen Fehlern noch die Verstellungskunst hinzu und kehrte unge bessert, ja, eher noch gerissener in die Heimat zurück.

Da er mit gutem Grund fürchten musste, der Vater könne trotz uralter Übung und Landessitte seinen Bruder Wilhelm zum Haupterben bestimmen, wenn er keine Sinneswandlung zeigte, heuchelte er Unterwürfigkeit und Arbeitsfreude. Der Vater durchschaute ihn nicht und freute sich. Er riet ihm zur Heirat, weil er sich davon viel Gutes für seinen Sohn versprach.

Kaspar zeigte sich willfährig; aber seine Wahl fiel auf eine Frau, die nicht viel besser war als er. Auch sie verstand zu heucheln und zu liebedienern und den alten Schwiegervater zu täuschen. So lange jedenfalls, bis dieser das Erbe übertragen und sich auf sein Altenteil zurückgezogen hatte.

Dann ließen die beiden ihre Maske fallen und verdüsterten dem alten Gerhard den lichtesten Tag. Sie stießen ihn als lästig zurück und missgönnten ihm das Plätzchen, auf dem er sein Stück Brot zu sich nahm.

Keines freundlichen Wortes fähig, überschütteten sie ihn mit Kränkungen und Schmähreden, so dass er mehr und mehr empfand, er sei ihnen im Wege.

Immer unangenehmer wurde ihm bewusst, dass er sich zu seinem Schaden „vor dem Schlafengehen ausgezogen“ hatte. Aber er duldete alles und schwieg.

Indes je weniger er sich muckte, um so ärger trieb es Kaspar. Der war nicht nur im Hause ein Despot, auch draußen trieb er schlimmer als je zuvor sein Unwesen. In seinem Herzen herrschten die bösen Geister der Lieblosigkeit und der Habsucht, und die erstickten jede gute Regung und trennten ihn von Gott und den Menschen. Der reiche Gewinn, den ihm die Mühle eintrug, genügte seiner Unersättlichkeit nicht mehr. Darum vergriff er sich am Eigentum seiner Kunden und multerte weit über das übliche Maß hinaus. Dabei ging er jedoch so klug zu Werke, dass er hauptsächlich die armen Leute schröpfte. Die konnten der weiten Entfernung wegen ihr Korn nicht leicht zu einer anderen Mühle bringen und wagten es daher nicht, sich gegen ihn zu wehren.

Taten sie es, dann überschüttete er sie mit Schimpfworten und bedrohte sie. Was waren sie schon für ihn? Lästiges Pack. Kleine Leute, die den Mund zu halten hatten. Bedeutungslos wie die Bettler und Krüppel, auf die er, wenn sie um eine Gabe baten, die Hunde hetzte. Einer hat das besonders hart erfahren. Es war Winter. Am Tage vor Weihnachten hatte der Sturm den mehr als knietiefen Schnee zusammengefegt, dass er in den Schluchten und Hohlwegen manns- hoch lag. Ein einsamer Wanderer mit einem Felleisen auf dem Rücken mühte sich über die Stiepeler Höhe hinweg dem Müssenberge zu. Er kam aus Menden und wollte nach Arnsberg. Um das Tagesziel sicher zu erreichen, war er an der Biber heraufgekommen und wollte nun über

Müschede und die Wichelner Höhe weiter. Er kannte den Weg und wusste, was er sich zutrauen konnte. Aber er hatte die Schneewehen nicht bedacht und nicht vorausberechnen können, dass an diesem Morgen Tauwetter eintrat und den ganzen Tag lang schwere Schauer Plackschnee niedergingen, so dass ihm der Marsch die letzten Kräfte abverlangte. In dem aufgeweichten Schneematsch wurde ihm das Gehen unendlich schwer. Der Abend dämmerte schon, als er mit durchnässten Kleidern und zum Umfallen müde am Müssenberg anlangte, wo der Sturm noch unerbittlicher als vordem auf dem Oelinghauser Hochland wütete.

Nach einer Rast im Schutze eines Tannenwaldes merkte er plötzlich, dass die Nacht schon hereinfiel. Mit der letzten Kraft brach er auf, verfehlte aber die verwehten Wege und irrte lange an den Hängen des Berges durch Gestrüpp und blankgefegtes Geröll, bis er das Rauschen des Waldbaches vernahm, den er als Wegweiser zum Tal hinab und zu den menschlichen Siedlungen wählte. Gleich darauf sah er das Licht aus der Mühle. Er atmete auf und entschloss sich, um Obdach nachzusuchen.

Der junge Müller saß mit seiner Frau bei Tische. Zu seinen Füßen lag ein großer, zottiger Hund. Der alte Müller Gerhard schlummerte hinter dem Ofen in seinem Lehnstuhle.

Der Wanderer aus Menden war so erschöpft, dass er sich an den Türpfosten lehnen musste. Mit gehauchter Stimme brachte er sein Anliegen vor. Da fuhr der junge Müller zornig auf:

„Was will der Landstreicher? Hinaus mit ihm!“ „Bitte“, sagte der Wanderer müde, „bitte, weist mich nicht ab. Gebt mir um Gotteslohn ein Stückchen Brot und ein Plätzchen am Ofen. Ich habe mich verirrt und sterbe fast vor Hunger und Müdigkeit.“

„Hinaus, sagte ich!“ schrie der Müller. „Hier ist keine Herberge für Vagabunden und Bettler.“

Nun mischte sich der alte Müller ein, der ganz wach geworden war.

„Kaspar“, sagte er gütig, „du weißt, dass die Röhrbrücke heute abend unter Wasser steht und dass keiner mehr hinüber kann. Der Mann muss da draußen umkommen, wenn du ihn nicht aufnimmst.“

„Mag er versaufen! Was kümmert das dich und mich. Für Gotteslohn gibt's bei mir nichts. Dieses Lumpenpack von Müßiggängern soll sich zum Teufel scheren!“

Dabei warf er einen giftigen Blick auf seinen Vater, der mit solch einem Kerl noch Mitleid hatte.

„Ihr wollt mich also in den Tod treiben? Ihr seid ein unbarmherziger Mensch!“

Der Wanderer sprach es mit kaum vernehmbarer Stimme. Er schien sich in sein Schicksal fügen zu wollen und wendete sich schon ab.

Da fuhr der junge Müller, der seine Worte noch verstanden hatte, zornrot auf:

„Du willst noch frech werden!“ schrie er. „Hinaus, sage ich noch einmal, Sultan, fass!“ Da sprang der Hund auf den Hilflosen zu, der sich noch einmal umwandte und das Tier mit seinem Blick zu bannen versuchte.

Der Hund blieb plötzlich stehen, zog den Schwanz ein und verkroch sich winselnd hinter seinem Herrn. Denn hinter dem Wanderer hatte er in der Türöffnung eine riesengroße Männergestalt gesehen, die in einen grauen, faltenreichen Mantel gehüllt war.

Auch der junge Müller war von dieser Erscheinung, die mit furchterregendem Ernst auf ihn blickte, wie gelähmt. Er erbleichte. Die Gestalt hielt ihn fest in ihrem Blick und donnerte ihn an:

„Elender! Den Tod wirst du selber finden.“

Das brauchst du mir nicht zu sagen, dachte der hartgesottene Jungmüller; das weiß ich selber. Der Riese sprach jetzt mit völlig veränderter Stimme versöhnlich den Handwerksburschen an.

„Folge mir“, sagte er.

In der Mühle herrschte einige Minuten dumpfes Schweigen, bis die Frau hinter dem Schrank hervorgekrochen kam und ängstlich fragte: „Wer war das?“

„Das war der Alte vom Müssenberg“, flüsterte der Vater, der noch unter dem Eindruck des soeben Erlebten stand.

„Nein“, sagte die Frau, „der soll doch anders aussehen.“

„Das war er“, sagte der Vater noch einmal bestimmt. Draußen wies der Bergalte den erschöpften Handwerksburschen, der vor Kälte zitterte und sich kaum noch aufrecht halten konnte, an, in seine Tasche zu greifen und aus der Flasche, die er dort vorfand, einen Schluck zu nehmen. In meiner Tasche? Da ist nichts zu trinken. „Tu, was ich dir gesagt habe“.

Der Wanderer gehorchte und fand tatsächlich eine Flasche. Er trank, tat nach dem ersten einen zweiten und dann noch einen dritten tiefen Zug. Als er absetzte, spürte er, dass ein feuriger Wein Wärme und neues Leben in seine erstarrten Glieder goss.

„Nun folge dem Licht dort“, sprach der Riese weiter, „es wird dich zu einem Wirte geleiten, der dir einen Platz an seinem Ofen nicht versagen wird.“

Als der Handwerksbursche noch einen Augenblick zögerte, weil ihm dieses rötliche Licht, das da vor ihm schwebte und von keiner Hand getragen war, unheimlich vorkam, ermunterte ihn der Berggeist abermals mit freundlichen Worten.

„Fürchte dich nicht und tu, was ich dir geraten habe“.

Jetzt fasste der Mann Mut und ging dem Lichte nach, das ihn die Höhe hinan führte, über die er vor zwei Stunden gekommen war. Es dauerte gar nicht lange, da fiel der Weg am jenseitigen Hang in die Habbeler Schlucht ab. Unversehens stand der Wandersmann vor einem kleinen Bauernhofe. In diesem Augenblicke verschwand das geheimnisvolle Licht.

Er klopfte an. Da erschien der Bauer; und er ließ ihn ein, holte ihm trockene Kleider, hieß Speise und Trank für ihn aufzutragen und bereitete ihm schließlich ein bequemes Nachtlager. Dass er der Bruder des hartherzigen Müllers vom Müssenberg war, ahnte der Wanderer nicht.

Am Weihnachtsmorgen war der Fremde noch sehr geschwächt und konnte sich den weiteren Weg nach Arnsberg nicht zumuten. Da brachte ihn sein Gastgeber mit einem Pferdegespann hin; der Bauer benutzte diese Gelegenheit, um in der Stadt den Festgottesdienst zu besuchen. Gegen Mittag kehrte er in dem Gefühl, einem armen Teufel einen guten Dienst erwiesen zu haben, frohen Sinns auf sein bescheidenes Gütchen in der Habbeler Schlucht zurück.

In der Bergmühle herrschte an diesem Tage keine Festesfreude. Wie Gewitterschwüle lastete dort das Erlebnis des Vorabends auf den Gemütern.

Der alte Gerhard saß in seinem Lehnstuhl und suchte im Gebet Trost. Die Frau ging bleich und verstört umher; und auch dem jungen Müller stand die blasse Furcht auf dem Gesicht geschrieben. Ob er sich nun ändern würde?

Ihm hallte immerzu die Drohung des Bergalten in den Ohren, und er erwartete jeden Augenblick das angekündigte Strafgericht. Als sich aber zunächst nichts Außergewöhnliches ereignete, nahm das Leben in der Mühle wieder seinen gewohnten Gang; und der frevelhafte Jungmüller begann zu glauben, dass er einer geschickten Täuschung zum Opfer gefallen sei und das ihm am Heiligen Abend einige Bewohner des Dorfes, die ihm übel wollten, einen Streich gespielt hätten. So kehrte sein alter Trotz zurück.

Die Zeit verstrich. Keiner in der Mühle dachte mehr an die nächtliche Erscheinung; und der Müller Kaspar war wieder ganz das Werkzeug der Bosheit.

Da durchzogen feindliche Kriegsvölker das Land und plünderten und brandschatzten. Besonders die Mühlen suchten sie heim, wo sie die Vorräte an Mehl und Getreide raulen und alles zerstörten, was sie nicht mitnehmen konnten.

Die Mühlen an den großen Straßen im Ruhrtal und an der Röhr gingen allesamt in Flammen auf; aber die einsame Mühle am Müssenberge fanden sie nicht. Sie blieb verschont und stand den Bauern nur noch als einzige zu Gebote, als das Korn der neuen Ernte zu mahlen war.

Der Müller rieb sich die Hände und rechnete sich in seiner Habgier aus, welchen Gewinn dieses Jahr abwerfen werde. Seine Mühle klapperte Tag und Nacht und war ständig von Kundschaft umlagert.

Sie alle verwünschten seine Unverschämtheit beim Multern, die er jetzt offener als je zuvor an den Tag legte; aber was wollten sie machen, da er weit und breit der einzige Müller war?

Auch eine arme Tagelöhnerswitwe aus Müschede machte ihre Erfahrungen mit diesem Scheusal. Sie war durch den Tod ihres Mannes in große Bedrängnis geraten und saß nun mit ihren sieben unmündigen Kindern völlig hilflos da; denn arbeiten und Geld verdienen konnte sie nicht, weil sie kränklich war.

Die Mildtätigkeit der Menschen, die ihr eine Zeitlang gut geholfen hatten, ließ indessen nach; denn es gab viele Hilfsbedürftige im Ort; und nur wenige waren, die Überfluss hatten.

Als ihre Kinder vor Hunger weinten und ihr das Herz schwermachten, tat sie, was ihr am wenigsten lag und wovor sie sich immer gescheut hatte: sie ging über die Dörfer und in die Höfe und

bettelte um ein wenig Brot. Auf diesen Wegen gelangte sie eines Tages nach Habbel, wo der Bauer ein verständiger und hilfsbereiter Mann war. Er schenkte ihr ein Brot und einen Scheffel Roggen, den sie flugs in die Mühle am Müssenberge brachte, um ihn mahlen zu lassen und ihren Kindern wenigstens zum bevorstehenden Weihnachtsfeste Brot backen und den Hunger ersparen zu können.

Am Tage vor dem Feste holte sie das Mehl ab. Aber wie rasch wandelte sich ihre frohe Erwartung zu einer tiefen Enttäuschung! Der Müller warf ihr den Sack mürrisch vor die Füße; und als sie ihn aufhob, war sie entsetzt. Von dieser bescheidenen Menge Mehl, die er ihr übriggelassen hatte, konnte sie höchstens drei Brote backen. Was war das für so viele?

Sie hielt den Sack erschrocken in der Hand und starrte den Müller an.

Der schnarrte sie sehr hässlich an und sagte: „Bin ich eine Seekuh, dass Ihr mich so angafft? Packt Euch!“

„Aber, Müller“, schluchzte sie, „das muss doch ein Irrtum sein. Ich habe Euch doch einen ganzen Scheffel Korn gebracht.“

„Ihr habt, was Euch zukommt. Nun lasst mich in Ruhe.“

„Mein Gott! Ist das Euer Ernst?“

„Und ob das mein Ernst ist! Das sollt Ihr bald erfahren. Wenn Ihr nicht augenblicklich verschwindet ... Er trat mit drohender Haltung auf sie zu.“

„Barmherziger Himmel! Ihr vergreift Euch an einer Armen. Ich hab' Euch viermal mehr gebracht, als Ihr mir zurückgebt. Gott ist mein Zeuge. Er vergebe es Euch.“

„Dann wollen wir's wieder viermal schwerer machen“, antwortete er hämisch, riss ihr den Sack aus der Hand und schleuderte ihn mit rohem Lachen in den Mühlbach.

Dann machte er Miene, sie den Weg hinabzustoßen, und sprach:

„Nun, wollt Ihr ihn Euch nicht wiederholen? Oder soll ich Euch hinterherschicken? Er wird jetzt sein volles Gewicht haben. Verlasst Euch drauf.“

In diesem Augenblick stand die Riesengestalt des Bergalten zwischen ihm und der bebenden Frau.

„Ruchloser!“ fuhr er ihn mit seiner Donnerstimme so laut an, dass es von allen Hängen widerhallte. „Ruchloser! Das Maß deiner Bosheit ist nun voll. Der Teufel soll dich holen, dich und deine Mühle!“

Darauf wandte er sich an die Witwe, die halb ohnmächtig an einem Baum lehnte.

„Geh nach Hause“, sprach er gütig. „Da wirst du alles finden, was dir dieser Unhold geraubt hat.“ Dann verschwand er hinter der Mühle im Gebüsch; und es war ihr, als wenn das Singen eines fliegenden Vogelschwarmes über sie hinwegführe.

Die Frau machte sich mit ihrer leeren Schiebkarre auf den Heimweg; und als sie in ihrer Woh-

nung anlangte, saßen die Kinder fröhlich um den Tisch versammelt und griffen nach den reichlich aufgetragenen Speisen.

Ein Fremder, erzählten sie, habe sie gebracht. Er sei vom Christkindchen geschickt worden, habe er gesagt, und morgen werde noch mehr da sein. So kam es auch. Am Morgen des Festes fand die Mutter mancherlei Lebensmittel, in solcher Menge gar, dass sie und ihre Kinder lange Zeit genug zu essen hatten. Sie dankten Gott und feierten das Weihnachtsfest fröhlichen Herzens.

Unterdes war in der Mühle am Müssenberg ein Kind zur Welt gekommen. Aber es war gleich tot, und ehe es begraben werden konnte, folgte die Mutter. So ging der Müller noch in der Weihnachtswoche hinter zwei Särgen; düster und tränenlos schritt er hinterdrein.

Ihn dünkte, dass das angekündigte Strafgericht nun doch eingetroffen sei, und er bangte, dass ihn noch weitere Schläge treffen würden. Vom Gewissen gequält und von Furcht erfüllt, fand er keinen Schlaf mehr.

Der Winter verging, und mit dem Frühling erhoben sich die Mühlen der Nachbarschaft wieder aus ihrem Schutt und lockten sogleich die unzufriedene Kundschaft des Müllers vom Müssenberg an, den sie wie seine Mühle scheuten, auf der nach ihrer Meinung ein Fluch lastete.

In der Bergmühle wurde es immer unheimlicher. Kaspar hauste darin wie ein böser Geist, der in der Stille der Nacht auf den Stätten seiner Freveltaten umgeht. Seine Wangen waren eingefallen und grau, sein Blick unstet. In seinen Augen glühte ein wildes Feuer, das gleichsam die verzehrende Glut seines Herzens widerspiegelte. Weit davon entfernt, den Zorn des Himmels abzuwenden und sich in Reue und Bußfertigkeit mit der Welt zu versöhnen, schürte er drinnen mit teuflischer Bosheit den Hass gegen Gott und die Menschen.

Die alte Magd, die dem Vater schon gedient hatte und dem Sohne jetzt den Haushalt führte, hielt dem alten Gerhard zuliebe noch aus, dem sie sich nach den langen Jahren verpflichtet fühlte. Sie hätte lieber gesehen, wenn er zu seinem jüngeren Sohne gezogen wäre. Aber das wagte er nicht, weil er den Zorn dieses Frevlers hier fürchtete, und er schickte sich in sein Los, duldete, betete und hoffte, dass Kaspar sich doch noch einmal wandeln werde.

So gingen die düsteren Tage dahin, bis wieder einmal das Weihnachtsfest kam, vor dem man sich nach den früheren Ereignissen dieses Festtages zu fürchten begann.

Ein zarter, weißlicher Hauch von Nebel und Reif schwebte über den Höhen. In den Zweigen der Bäume und Sträucher zauberten die Strahlen der Morgensonne Myriaden blitzender Funken hervor, die wie Edelsteine in allen Farben leuchteten. Eine Augenweide für friedliche Betrachter wie den alten Gerhard!

Er ließ sich wie die vielen anderen Landsleute von den Glocken der Kirchdörfer rufen, kleidete sich festlich und machte sich trotz seines Alters und seiner recht deutlich gewordenen Gebrechlichkeit bereit, mit seinem Sohn Wilhelm, der ihn abholen und begleiten wollte, nach Hüsten zum Hochamt zu gehen.

Da sah er seinen Ältesten in seinem Arbeitsanzug zwischen den Mahlgängen stehen, obwohl nichts zu mahlen war. Düster sah er aus – düster wie nie zuvor. Den Vater dauerte dieses Bild des Jammers, und von Wehmut erfüllt sprach er gütig auf ihn ein.

„Kaspar, Junge, hörst du die Glocken? Es ist Weihnachten heute. Der Herrgott ruft uns. Er will uns den Frieden bringen. Hörst du? Kleide dich um und geh mit mir zur Kirche. Es wird alles wieder gut werden. Verlass dich drauf. Es wird alles wieder gut.“

„Schweig, Alter, und behalt deine Predigt für dich! Oder halt sie dem Heuchler auf Habel. Ihr Schweinskerle! Der Alte war entsetzt. „Kaspar!“ rief er. „Kaspar! Was willst du da machen?“

Das sollte er gleich sehen. Sein Sohn band den letzten Sack auf und schüttete das Korn auf die Mühle. Dann trat er an das Fenster und öffnete die Schleuse.

„Um des Himmels willen!“ beschwor ihn der Alte. „Solange die Mühle steht, hat sie sonn- und feiertags geruht. Ich verbiete dir im Namen des Herrn, der dein Richter sein wird ... Die weiteren Worte gingen im Getöse unter. Die Schleuse war schon offen. Das Wasser stürzte über das Mühlrad, und das Getriebe setzte sich langsam in Bewegung.“

„Bist du rasend?“ schrie der Alte und wollte die Schleuse wieder schließen. Da riss ihn der Sohn zurück, zog ihn an den Ausgang und stieß ihn so heftig hinaus, dass er stürzte und mit blutender Stirn ohnmächtig liegenblieb.

Da begann ein unterirdisches Rollen, das dem Grollen eines fernen Gewitters glich und bald das Rauschen des Wassers und das Rattern der Mahlgänge übertönte.

Die Erde bebte, und die Mühle wankte. Einen Augenblick lang stürzte das Wasser mit großem Ungestüm über die Schaufeln des Mühlrades und staute im nächsten Augenblick ebenso heftig zurück, um dann sogleich zu versiegen. Die Mühle stand still.

Kaspar hatte das alles zunächst gelassen hingenommen, weil sein verhärtetes Herz durch nichts mehr erschüttert zu werden schien. Nun aber, da die Mühle stillstand, fuhr ihm der Schreck in die Glieder.

Er stürzte um die Mühle herum, dem Lauf des Baches entgegen. Aber das steinige Bett war leer geworden. Die Quelle schien bis auf ein kleines Rinnsal, das keine Mühle mehr treiben konnte, versiegt zu sein. Er, der nie eine Macht über sich anerkannt hatte und in seinem eigenen Machtwillen ein Teufel geworden war, warf sich in dem Bewusstsein seiner Ohnmacht auf den Boden und wühlte unter Flüchen die Erde auf und räumte mit den Händen das Geröll weg, als ob er das Wasser wieder herauskratzen könne.

Vergeblich. Er sprang auf und sah seine blutenden Hände, die er sich in der gefrorenen Erde außerhalb des Bachbettes aufgerissen hatte. Da schlug er mit dem Blick und den Gebärden eines Wahnsinnigen um sich, besudelte sich mit seinem eigenen Blut, lachte fürchterlich und stürzte ziellos der Höhe des Ölberges entgegen.

Augenblicke später kam Wilhelm, der Habelbauer, den Pfad herunter. Er hatte zuvor das seltsame Dröhnen vernommen und war nun sehr beunruhigt, als er die Quelle versiegt sah. Das hatte es sein Lebtag nicht gegeben. Da er um die Vorgänge in der Bergmühle wusste, ahnte er Böses, das er dann auch rasch erfuhr.

Vor der Mühle mühte sich die betagte Magd um den am Boden liegenden Vater. Als er die Augen aufschlug und seinen Sohn Wilhelm sah, tat er einen tiefen Seufzer und schloss noch einmal die Augen.

Gottlob war die Verletzung nicht lebensgefährlich. Wilhelm trug den Vater mit Hilfe der Magd in die Kammer und legte ihn auf sein Bett. Nachdem also das Notwendigste besorgt war, erkundigte er sich nach dem Geschehenen; und als er alles wusste, rief er empört:

„Das hat er gewagt, der Rüpel? Da soll sich einer wundern, dass dann die Erde dröhnt und bebt und dass hier der Bach versiegt.“

Mit dem Kirchgang, ohne den für ihn ein Sonntag nicht denkbar war, wurde es an diesem Morgen nichts mehr. Er gab der Magd seine Weisungen und eilte nach Hause, um Hilfe zu holen.

Auf dem Heimweg erlebte er eine neue Überraschung. Durch die Habbeler Schlucht ergoss sich ein Bach, der bislang nicht dagewesen war. Er hatte sich seinen Weg durch die Regenrinne gebahnt, die sonst nur nach Gewittern oder zur Schneeschmelze Wasser führte. Offenbar war die Quelle am Müßenberg verschüttet und ihr Wasser nach dieser Schlucht hin abgedrückt worden.

So verwunderlich das war: er hatte Eiligeres zu tun, als sich dabei aufzuhalten, besprach daheim mit seiner Frau das Notwendige und spannte ein Pferd in die Karre, um seinen Vater herüberzuholen.

Der war körperlich einigermaßen davongekommen, geistig aber gebrochen und nun endlich bereit, die fluchbeladene Bergmühle zu verlassen und den Rest seiner Tage bei seinem geliebten Sohn Wilhelm zu verbringen.

Die Ereignisse dieses Morgens hatten sich in den Dörfern rasch herumgesprochen. Am Nachmittag kamen Scharen von Menschen, die voller Scheu die Veränderungen betrachteten und sich flüsternd über das furchtbare Strafgericht unterhielten.

Unterdes mühten sich Männer mit einer aus Zweigen und Reisig gefertigten Bahre langsam das Tal herauf. Sie brachten den Müller Kaspar, den sie ertrunken in einem Waldkolk an der Kündel gefunden und unter Schwierigkeiten aus dem dünnen Eis herausgefischt hatten.

„Gerechter Himmel!“ riefen die Leute und wichen erschrocken zurück.

Auf den Rat des Waldhüters Tönnies brachten sie die Leiche in die Mühle und verließen eiligst den grausigen Ort.

Die Kunde von dem schrecklichen Ende des Müllers Kaspar drang auch bald zu dem Bruder Wilhelm in Habbel, der sie dem Vater zunächst vorenthielt, dann aber nicht mehr verheimlichen konnte, nachdem er sich immerzu nach dem Schicksal seines Ältesten erkundigt hatte.

Der Greis hörte alles mit Fassung an. Er hatte in seinem Leben viel erdulden müssen und ertrug auch dies noch. So schien es jedenfalls. Aber seinem Sohne entging nicht, wie es um seine Seele stand und was er litt.

An einem freundlichen Tage des Januars trat der Alte, gestützt auf den Arm seines Sohnes, ins Freie, um ein wenig frische Luft zu schöpfen und seine Glieder zu bewegen. Er sah erstaunt den neuen Bach am Hause und musste erfahren, dass er seit Weihnachten diesen Weg nahm.

Er nickte bedächtig und stand eine Weile nachdenklich da. Dann sagte er: Es ist gut, Wilhelm. Lass uns ins Haus gehen. Dann hielt er noch einmal inne und sagte:

„Wenn ich gestorben sein werde, baue dir hier eine Mühle; und morgen hol mir den Pfarrer. Ich möchte mein Fest halten.“

Wie seltsam er spricht, dachte Wilhelm. Er schickte nach dem Pfarrer.

Drei Tage später ging der alte Gerhard sanft und ruhig in den ewigen Frieden ein. Seinen letzten Wunsch aber hat sein Sohn erfüllt und in der Habbeler Schlucht eine neue Mühle gebaut.

Er wurde mit Gottes Segen ein wohlhabender Mann, und seine Nachkommen zählten Generationen hindurch zu den bedeutendsten Grundbesitzern der Gegend.

Die Habbeler Mühle, wenigstens ihre letzten Reste, kennen noch viele Menschen unserer Tage. Von der Mühle am Müssenberg aber weiß man nichts mehr. Sie ist spurlos vom Erdboden v erschwunden und selbst den Bewohnern von Müschede nur noch aus der Sage bekannt.

Aus: „Der Alte vom Müssenberg“ Norbert Voß, neu erzählt nach einem fast vergessenen Sagenbuch von Anton Steinbach / Engelbert-Verlag / Balve/Westf. 1963